

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

293 (16.12.1932) Unterhaltung und Wissen

Wunderkammer und Wissen

Schmuggelgeschichten vom Balkan

Von unserem Balkankorrespondenten

Der Balkan mit seinen zahlreichen Ländern und Grenzen ist geradezu ein paradiesisches Gefilde für Schmuggler großen und kleinen Stils. Der Schmuggel blüht hier wie nirgends in der Welt, zumal da ihm die verschiedenen Staaten durch ihre unflinige Schutzpolitik und ihren übertriebenen Industriezollprotektionismus direkt fördern. Die vielen Schmuggelrouten bilden schon eine tagtäglich erscheinende Sonderwelt der meisten Länder, die übrigens von den Leuten besonders nachts lebendig sind. Denn die Belagungen sind vielfach eine recht lehrreiche Lektion für Fortgeschrittene wie Anfänger. Oft aber finden sich da auch recht wilde Beschäftigungen, die lebenswichtig als irgendein macedonischer Farnemord oder Zwischenfall an der baltarabisch-russischen Grenze sind.

Der Schmuggel auf dem Balkan spielt sich durchweg noch in patriarchalischen Formen ab. Hier rufen keine Panzerautos mit bemanneten Schmugglern — wie z. B. an der deutsch-holländischen Grenze — durch die Grenzposten; hier spielen sich noch keine stundenlangen Feuerkämpfe zwischen verwegenen Schmuggelbänden und Grenzwachposten ab. Solche rabiolen Methoden waren auf dem Balkan ein Ding der Unmöglichkeit, wo die Grenzen mit Stacheldrahtverbänden, Schlingengräben und verschlossenen Barrieren gesichert sind und nicht nur von Zollwächtern, sondern auch kriegsmäßig ausgerüsteten Militärabteilungen bewacht werden. Die meisten Grenzübergänge des Balkan sind wie Kriegsstellungen besetzt. Da fehlen selbst Wollstrümpfen, elektrische Hochspannungen und andere schöne Kriegserinnerungen nicht. Wehe jedem Schmuggler, der da mit Gewalt oder heimlich durchdringen wollte! Er würde ohne Gnade und ohne Anruf wie ein Kommissar behandelt werden, denn diesen Grenzposten liegt die Regel nur allzu locker im Ohr. Bei der ewigen Vagabunde der Posten wird gern ein kleines Schützenfest auf Menschenfleisch veranstaltet, wobei leicht eine Beförderung oder ein Lebensblech herauspringen kann. Einem gewöhnlichen Durchreisenden der Grenzen mit Baggage würde auch schon der ungläubliche Zustand der Grenzposten verzeihen, die meistens mit voller Wacht bewacht sind. Selbst ein stabiler Kraftwagen könnte sich hier höchstens ein fünfzig Kilometer „Lampo“ erlauben.

Eine reizende Schmuggelgeschichte spielte sich kürzlich an der rumänischen Grenzstation Jimbolia ab. Den dortigen Zollbeamten wurde von „Vertrauensleuten“ hinterbracht worden, daß sich im Orient-Express Schmuggler befänden, die eine beträchtliche Anzahl Seidenballen nach Rumänien einschmuggeln wollten. Als der Zug einlief, führte eine Region Zollwächter auf die einzelnen Abteile und durchsuchte sie mit peinlichster Gründlichkeit. Vergebens! Man fand nichts und mußte schon auf die unzuverlässigen „Vertrauensleute“, die ein ganz heller Zöllner auf den Einfall kam, doch auch das Abteil des Finanzministers Papandri zu untersuchen, der mit dem gleichen Zuge aus dem Auslande heimkehrte. Erzelebte brumnte zunächst, als er aus seinem Mittags-

schlafchen aufgeschreckt wurde. Doch wie konnte er die Bitte seiner pflichterfüllten Beamten abschlagen! — Donnerwetter, die Lieberlichkeit war groß. Unter den Postern und Sitzen entdeckte man gegen 70 Kilogramm schwerer französischer Seide. Die Zollwächter waren peinlich berührt, und noch mehr die Erzellen, die fassungslos ihre Unschuld beteuerte. Doch zur Ehre des Ministers wurde festgestellt — und warum sollen wir uns dieser Feststellung nicht anschließen? —, daß er seine blasse Abnung von dem Gaunerreich der Schmuggler hatte, die ihm da ein Aufschrei ins Abteil gelegt hatten. Diese gerissenen Brüder

hatten sich in echt balkanischer Schlaueit und Logik gedacht, daß so ein Finanzminister vom Balkan, der den kleinen Schlüssel zum großen Weltmarkt des Staates in der Westentasche trägt, es nicht notwendig hat zu schmuggeln. Kein Zollbeamter würde es zudem wagen, das Abteil seines Vorgesetzten zu durchwühlen. Doch die Gauner hatten diesmal daneben gedacht. Der Herr Minister ließ es sich natürlich nicht nehmen, den findigen Zöllner eigenhändig zu belohnen. Es war im Mai dieses Jahres im Personenzuge Butareff—Giurgiu—Donauhöfen. In einem Abteil 2. Klasse saß eine Dame, deren Benehmen

immer nervöser wurde, je mehr sich der Zug der Grenzstation näherte. Der ihr gegenüber sitzende Herr, der sie schon lange prüfend beobachtet hatte, knüpfte schließlich ein Gespräch mit ihr an und erkundigte sich teilnehmend nach dem Grunde ihrer auffälligen Unruhe. Nach einigem Hören gestand die Frau, daß sie eine stattliche Anzahl Meter kostbarer Seidenspitzen in Butareff erstanden habe und sie nach Bulgarien schmuggeln wolle, wo die gleichen Spitzen wegen des Prohibitivzollens überhaupt nicht zu haben seien. Der freundliche Herr beruhigte sie und versicherte, ihr auf der bulgarischen Grenzstation Aufschluß beizubringen, wo er alle Zollbeamten persönlich kenne usw. usw. Die verängstigte Gelegenheitschmugglerin atmete befreit auf, denn sie wußte, daß ihre bulgarischen Landsleute da drüben am andern Donauufer nicht spafen. Als der kleine Flußdampfer an der bulgarischen Zollstelle anlegte und die Frau frohen Mutes die Landungsbrücke hinauf in die Höhe der Zoll-Löwen schritt, stachte ihr plötzlich der Atem: Der Kavaliere, der ihr seine Hilfe versprochen hatte, drängte sich an einen Zöllner heran und erklärte ihm laut und vernehmlich, daß diese Dame da Seidenspitzen en gros durchschmuggeln wolle. Im Nu waren die Köpfe der Frau durchschüßelt, und als nichts gefunden wurde, mußte sie sich einer Verhaftung unterziehen. Das Resultat war: 50 Meter feinsten Spitzen, die kunstgerecht um den Körper gemidelt waren. Die Schmuggelware wurde beschlagnahmt, und nach Erlegung einer Geldstrafe von 8000 Lema konnte die Frau ungehindert den Zug nach Sofia bestiegen. Kaum hatte sie Platz genommen, als auch der Demuziant in das Abteil trat und sich häuslich einrichtete. Zähmetrischend ob dieser Freiheit funkelte sie den Mann an, der mit zufriedenen Wächeln dalag. Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, als die Wit der Frau in einer milden Schimpftanone zum Ausbruch kam. Ihr lächelndes Gegenüber schwieg, bis schließlich die Erzählte aufhörte und frampfhaft zu weinen begann. „Ihr Schaden beträgt insgesamt 22 000 Lema?“ ließ sich jetzt der Mann vernehmen. „Sie haben Sie diese Summe! Der Schaden ist gering; dadurch, daß ich die Aufmerksamkeit der Zollbeamten von mir auf Sie ablenkte, vermochte ich fünf Kilogramm Goldmünzen über die Grenze zu schmuggeln, ohne sie deklarieren und zum Zwangsturs absetzen zu müssen. Mein Gewinn ist groß genug, um Ihren kleinen Schaden zu ersetzen.“ Sprach's, griff nach seinem Koffer und verschwand im Bewußte des Bahnhofes, in den der Zug eben eingelaufen war. Großes Pech hatte im vorigen Winter ein bulgarischer Kaufmann aus Petritsch, der mit seinem Gefährt häufig nach der geschlossenen Grenzstation Demir-Hisar hinüberfährt, sei es zu Geschäftszwecken, sei es, um sich drüben an dem ebenlo billigen wie feurigen Metaxawein zu laben. Als ihm einmal der köstliche Metaxa zu gut geschmeckt hatte, entschloß er sich, einige Flaschen mit nach Hause zu nehmen. Doch wie über die Grenze schaffen? Da kam er auf den idealen Einfall, seine beiden Fußwärmsachen mit dem edlen Stoff bis zum Rande zu füllen. Gelegat, getan. Die Grenzkontrolle verlief glatt. Doch als er im nächsten Gasthause eingekehrt war, um etwas zum „Aufwärmen“ zu trinken — er froh schauerlich, denn die Wärmsachen waren leider taub —, überlachte ihn sein Kutscher mit der Mitteilung, daß er den erlöteten Inhalt der Wärmsachen ausgehoben und durch tosendes Wasser ersetzt habe. . . .

Alte Weihnachtsmärkte

Leider verschwinden die sogenannten Weihnachtsmärkte immer mehr. Sie waren seit alters mit dem Weihnachtsfest untrennbar verbunden. Ihr buntes, anheimelndes Leben und Treiben nahm jeden gefangen, der in ihrer Nähe lebte. Ihre Vielgestaltigkeit hing mit den Bescherungen zusammen, die am Weihnachtstage ihren Reiz um über die Kinder ausschütteten. Da der eigentliche Bescherstag ursprünglich der Nikolaustag (6. Dezember) war, so hießen diese Märkte, auf denen allerlei Herrlichkeiten zum Kauf ausgestellt wurden, Nikolausmärkte. Sie waren die eigentlichen Vorläufer der Christmärkte, die sich erst im 17. Jahrhundert einbürgerten.

Der älteste Christmarkt, von dem wir als solchen wissen, ist der Nürnberger. Die Chronik Wagenjets (1697) berichtet von ihm eingehend: „Einige Tage vor dem Fest“, heißt es da, „wird auf dem Markt Weihnachtsmarkt gehalten, der der Kindermarkt oder genauer der Christkindsmarkt gewöhnlich genannt wird. Da ist fast der ganze Platz voller Holzstuden, die für diese Zeit aufgebaut sind, und in denen aller Art Waren, die zum Nutzen und zur Erquickung der Kinder, ja, auch der Erwachsenen von Herzen ersehnt und von der Phantasie ausgedacht worden, zum Verkauf ausgestellt sind. Um sich diesen Markt zu beschaun, strömen aus den benachbarten Städten nicht nur die Leute niederen Standes, sondern hieselben auch fürstliche Personen dort zusammen. Die kleinen Kinder von Nürnberg sind überzeugt, das Christkind kaufe hier die Sachen ein, die es nachher am Weihnachtsabend unter sie verteilen moß.“ — Bedenkt man, daß Nürnberg schon damals der Mittelpunkt der Spielzeugindustrie war — hier wurde der Nürnberger „Lamp“ hergestellt! —, so kann man sich vorstellen, welchen Glanz dieser Markt entwickelte.

Neben diesem Markt war der Berliner Weihnachtsmarkt berühmt. Sein lustiges Treiben am dem Schlossplatz wird im Jahre 1739 in der Berliner privilegierten „Zeitung“ geschildert. König Friedrich Wilhelm I. kaufte hier gern ein, und die Kaufleute der anliegenden Straßen

pflegten ihre Läden und die Straßen ganz besonders durch Lichter zu erhellern — In einem seiner lebendigsten und künstlerisch gelungensten Bilder hat Menzel den „Weihnachtsmarkt auf dem Schlossplatz“ dargestellt.

Um diesen Weihnachtsmärkten einen besonderen Anreiz zu geben, wurden die Verkaufshallen oft in den Vorhallen der Kirchen errichtet; auch die Kreuzgänge der Kirchen wurden dazu hergegeben.

Goethe erwähnt in einem Brief an Kötner den Frankfurter Weihnachtsmarkt von 1772: „Als ich gestern über den Markt ging und die vielen Lichter und Spielereien sah, dachte ich an Gaud und meine Bubens, wie Ihr ihnen kommen würdet, diesen Augenblick ein himmlischer Bote.“

Hier pflegen die Studenten viel Unfug zu treiben, indem sie z. B. den „Frauzimmern“ auf kleinen Holztrompeten ins Ohr trompeten. Das nannten sie „Commerce“.

In Dresden feierte man den „Striekelmarkt“, in Soest den Allerheiligenmarkt, der in Anschließung an Allerheiligen acht Tage lang noch heute gehalten wird.

Über Weihnachtsmärkte der verschiedenen Städte habe ich keine besonderen örtlichen Uebersetzungen. Berlin war berühmt durch seine „Krautten“ und „Baldeuse“, auch durch seine „Schöpsen“, die dort „Jorn Krochen“ ausgeboten wurden. Dresden hatte seine „Feuerripel“, kleine Figuren aus Backsteinen mit einem Puppenkopf und einer Feuerleiter. Diese Figuren stellten entweder den Knecht Ruprecht oder einen Elfenknecht dar.

Die Glanzzeit des Berliner Weihnachtsmarkts waren die ersten fünf Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts. Ludwig Tieck und G. H. P. v. Arnim haben diese Märkte geschildert. Und Felix B. H. K. erzählt: „Ich habe auf weiten Reisen, die mich durch Italien und Frankreich, durch Deutschland und Griechenland führten, zahllose Volksfeste gesehen, aber etwas Lieblicheres, Heimlicheres, echt Volksmüßigeres habe ich trotz der Unfreundlichkeit des Klimas und aller Grämlichkeit des Himmels nie wieder gefunden.“

hatte, natürlich war ich ganz gesund, aber die alte Rache lauerte ja nur auf eine Gelegenheit, um ihre Gemeinheiten loszulassen. Ich wäre fast hinuntergerannt, als ich Sie auf der Treppe unten hörte. Und dann — und dann — „Und dann kam sie noch vom Abendessen aus der Kirche zurück und erzählte mir — erzählte mir alles von Ihnen. Ich hätte am liebsten geheult. Aber das hätte ihr ja das größte Vergnügen gemacht. So weinte ich erst recht nicht, sondern sagte, ich kenne das Mädchen sehr gut und sie ist sehr hübsch.“ „Das ist sie ja gar nicht“, erklärte Harold. „Natürlich nicht, aber ich sagte es, weil Tante Mabel alles andere eher erwartet hätte. Sie war perplex.“ „Ach — ich kannte das Mädchen gar nicht“, sagte Harold. „Ich wollte sie auch gar nicht kennenlernen, aber — aber — ich mußte mit Owen ausgehen. Denn wissen Sie — die Sache verhielt sich nämlich so —“ Harold mußte eine Pause machen und seine Gedanken sammeln, um auch wirklich beim Anfang zu beginnen und Marjorie alles von dieser seltsamen Woche zu erzählen; aber kaum hatte er begonnen, als sein Blick auf Marjorie fiel. In ihren Augen war ein Zwinkern — ganz bestimmt ein Zwinkern — ein Zwinkern voll belustigten Unglaubens. Harold's wilde Erklärungen verblähten. Man kann nicht von Menschenraub auf offener Straße reden, wenn man so einen Gesichtsausdruck vor sich sieht. „Aber natürlich“, sagte Marjorie in einem leichten kameradschaftlichen Ton, „ich kann mir ganz genau vorstellen, wie es kam. Als du für Sonntag deine Verabredung trafst, wußtest du ja noch nicht, was sich vorher zwischen uns ereignen würde. Und da mußtest du eben hingehen.“ Das war ganz und gar unrichtig, aber Harold konnte sich unter diesen Umständen nicht auf einen Ozean von stürmischen Erklärungen hinauswagen. (Fortsetzung folgt.)

Die Verheiratete Woche

ROMAN VON C. F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knorr Nachf. Verlag Berlin.

(51. Fortsetzung.)

Das sechste Mal hatte er Montag an sie gedacht, also vor zwei Tagen — und wenn man recht bedenkt, daß er inzwischen verheiratet und gemartert worden war, daß er sich beinahe den Hals brach und mit Salomon Rudolfsstein und dem Oberhofmeister des Königs der Hunnen längere Gespräche führte, ist das auch weiter nicht so verwunderlich —, jetzt aber regte sich gleichzeitig mit den Gewissensbissen die Sehnsucht in ihm. Er dachte an ihre weißen Hände, an eine kurze Oberlippe, und Leidenschaft loderte in ihm auf, als er sich der sanften Rundungen erinnerte, die er Sonnabend an jenem klammernden Nachmittag unter den Händen gehabt hatte.

Vor allem aber erwartete ihn in ihr endlich auch eine Vertraute, jemand, der ihm mit weit aufgerissenen Augen, sprachlos, aber gläubig zuhören würde, wenn er mit seiner wunderbaren Erzählung von Finanzmagnaten und königlichen Untugenden beginnen würde. Denn Harold hatte das Bedürfnis, das alles zu erzählen; es schien ihm unerträglich, es auf die Dauer bei sich zu behalten. Er wollte den Kopf an Marjories Brust legen, sie sollte beide Arme um ihn schlingen, und so würde er ihr von dem unglücklichen Hankins und der Racheleid über nächtliche Dächer berichten. Ja, Harold begriff jetzt erst richtig die alte Sage von dem Barbier, der die Geschichte von König Midas Gehörsbrennen ins Schilf flüstern mußte. Ob, es würde herrlich sein, Marjorie alles sagen zu können!

Vielleicht war es Zufall, vielleicht war es auch Telepathie, aber während Harold noch darüber nachdachte, ob es schon zu spät sei,

in die Hofstraße zu gehen und Marjorie zu besuchen, kam jemand eilig die Treppe heraufgerannt und klopfte an Harold's Tür. Es war Emmie.

„Eine Dame wünscht Sie zu sprechen“, sagte Emmie atemlos.

Neunzehntes Kapitel.

Mittwoch.

Es war Marjorie. Natürlich war es Marjorie. Sie stand immer noch dort, wo Emmie sie stehen gelassen hatte, nämlich auf der Stufe vor der Haustür. Ihre Augen standen weit offen vor Unruhe, und es sah ganz so aus, als würden ihre Lippen zucken, wenn sie es nur zulassen wollte. Harold und sie sahen einander zwei ganze ewige Sekunden lang an, dann lächelte Harold und dann lächelte Marjorie, und die ganze Welt wurde zu einem erfreulicheren Aufenthaltsort.

„Oha“, sagte Harold.

„Oha“, sagte Marjorie.

„Ich wollte eben zu Ihnen kommen“, sagte Harold, und Marjorie war nahe daran, es zu glauben.

Ein junger Mann in einer Herrenpension kann außer seiner Mutter keine Dame bei sich empfangen. Harold fühlte das instinktiv, obgleich er noch nie vorher vor dieser schwierigen Frage gestanden hatte.

„Gehen wir fort“, sagte er und griff nach seinem Hut.

Sie schritten zusammen durch die abendstille Straße und wandten sich dann in schweigender Uebereinstimmung nach rechts, dem Morley Park zu. Die Dämmerung war eben herein gebrochen und am anderen Ende der Scaevell Straße gab gerade ein Vertreter der Staatspolizei von Scotland Yard einem adernartigen Herrn die gewissen Ratschläge, von denen wir schon in einem anderen Kapitel erzählt haben. Das Schicksal nahm es nicht krumm, daß Harold es übertrumpft hatte; es gestattete Harold, unbeachtet und unbehelligt seines Weges zu ziehen.

Harold wußte, daß er hier in diesen immer noch hellen Straßen Marjorie nicht alles sagen konnte, was er auf dem Herzen hatte. Er wußte, daß Worte dieser Art von Latein unterstützt werden mußten. Aber trotzdem konnte er nicht die ganze Zeit hindurch schweigen — denn er spürte es in der Luft, daß dieses Schweigen Marjorie auf die Nerven ging. So klammerte er sich denn an das erste Gesprächsthema, das ihm einfiel.

„Wie geht es Herrn Clarence?“ fragte er.

„Biel besser“, antwortete Marjorie ein ganz klein wenig konventionell, „er hat die Klinik schon verlassen und ist jetzt in ein Entziehungshaus gekommen.“

„Ich freue mich, daß es ihm besser geht“, sagte Harold vorförmlich; er wußte ja nicht, was der zweite Teil von Marjories Eröffnungen noch alles zu bedeuten haben konnte.

„Ja“, sagte Marjorie verbittert, und Harold merkte mit einem Seitenblick, daß ein harter Zug um ihren Mund lag, während eine tiefe Verzweiflung aus ihren Augen sprach. „Er ist immer sehr verstimmt nach diesen Anfällen, und da brachte Tante Mabel ihn dazu, einen Vertrag zu unterschreiben, daß er ein Jahr lang dort bleiben wolle — und gegen so einen Vertrag läßt sich nichts machen, wenn man einmal so weit ist.“

„Wirklich?“ fragte Harold. Etwas Besseres fiel ihm nicht ein.

„So bleibt er also ein ganzes Jahr in Bournemouth und ich kann bei Tante Mabel sitzen. Ich hasse sie!“

Sie waren jetzt zu dem Park gekommen und gingen wieder in dem schweigenden Uebereinstimmung auf dieselbe Bank zu, wie an jenem verhängnisvollen Abend, an dem sie beschlossen hatten, miteinander einen Ausflug zu machen. Die Dunkelheit zog sich immer dichter um sie zusammen.

„Ach was so traurig“, flüsterte Marjorie, aber selbst in diesem Flüstern stachte noch ein klein bißchen Konventionelles, „ich war so traurig, daß ich Sie Sonntag nicht sehen